

4. XI. 1917

127

Das Geschlecht hat sich nicht geändert, wohl aber haben sich die Zeiten geändert und das Weib aus dem stillen Heimgebet hinzugeführt in die Arena des schaffenden und kämpfenden Lebens ob bitterer Notwendigkeit, ob belohnende Tätigkeitsdrang — immer wird man die christliche Hoffnung zu wünschen haben, immer aber auch verlangen können und müssen, daß auch hier und jetzt das Weib noch zu den "Müttern" leugegt, daß es nicht sein Ziel ist, nur, da es an demselben Urtheile so wohl umbestritten zu gelten hat. Wäre, diele Frau, diese Fassung zu befriedigen, keine andre Lästache vorhanden; die geschilderte allein wäre dazu vernögend, doch für alle Zeiten, bei allen Völkern aller Sprachenstriche, unter allen Regierungsformen sein, daß solche Fragen, wie sie Maria Regina vorbringt: christliche Zuhörerinnen auf den Straßen, Mitfahrt oder Misshandlung in irgendeiner Form auf der Arbeitsstätte — bei jedem Latsch auf aller Latschen muß man sich dauernd vor der Gefahrenstufe aufzufassen. Ich fürchte allerdings, daß diele Befinnung dem weiblichen Geschlechte in westlichen Freien voren gegangen ist, daß die Orientierung seines Denkens dem hier gewiesenen Wege schmutzträchtig widerläuft. Bezeichnend sind in dieser Beziehung zwei Latschen, die aber einem und demselben Untergrund entspringen, gemeinsamer Burzel sind. Die eine ist das Streben des weiblichen Geschlechts aus dem Sprachgebrauch auszumerzen. Gleichbar einer äußerlichen, weilt sie in Wahrheit auf wesentliche Beziehungen hin. Rein Geringerer als Kant urteilt: "Das Weib möchte ich nicht aus den Losprüchen des Geschlechts verschwinden sehen. Wenn sich die eigentlich ein Weiber verlieren, so verschwinden allgemein die Begriffe." Das "eigenständliche" Weib ist eine dauernde Erinnerung an den wirtschaftlichen Zustand, es hält die Weiber nicht mehr beherrschen werden als der Mann.

Auch Maria Regina nennt die Belehrungen, die bisher nach Sitten und Gewohnheiten für Frauen und Mädchen im Getriebe des Geschlechtsvertrags einen unbedeutlichen Einmarschus gehabt haben. Zum Frauenteichismus heißt jetzt das erste Gesetz: du sollst keinen Unterschied machen zwischen Mann und Weib, d. h., es soll das Weib nicht mehr beherrschen werden als der Mann. Doch noch ein zweites "eigenständliches" Weib soll sich verlieren: das Weib "Fräulein" oder das ihm gleichzusehende. Wie das Weib "Mann" für das ganze männliche Geschlecht gilt, so soll das Weib "Frau" für das ganze weibliche Geschlecht gelten. Es handelt als bei der Belehrung des Weibes Weib. Denn bei diesem handelt es sich um einen ursprünglichen Begriff, der als solcher niemals verloren gehen kann. "Fräulein" dagegen ist ein abgeleiterter Begriff, durch den die Funktion des Weibes vom Weibe selbst unterschieden werden muss. Hier ist der moralische Mensch am Weibe, der es für richtig hält, mit einem Weibe diejenigen, die zum Mutterberuf gekommen sind, von benjenigen zu scheiden, die ihm erst noch entgegensehen. Und in der Tat ist keine Entscheidung besser gerechtfertigt als diese, in einem doppelten Beziehungsmaßstab.

Des Weibes Stellung zum öffentlichen Leben.

Die benötigten Fragen der Maria Regina (fränkische Zeitung Mr. 942) werden von namentlich, deren angeborenen fröhlichen Gefühl, sie können, alle der nämlichen, deren Empfehlung gewesen sein mögen. Damit empfängt es eine Weise und erträgt eine Bürde, die ihm das Recht geben, sich vor andern ausgezeichnet zu halten. Über in einer zweiten Hinsicht ist die Unterscheidung vielleicht noch mehr berechtigt. Ja, ich möchte sagen, sie ist es gewiß, dann wenigstens, wenn Kant recht hatte, zu legen: "Verliert sich das eigentümliche Wort, so verliert es allgemein auch der Begriff." Denn hier umliegt der Begriff eines Weltensstand und das ist der der Jungfräulichkeit. Diese aber ist es, die dem "Schäftsreichsmauer" entrinnen zu dürfen.

Das darausgesetzte, kann jede Frau und jedes Mädchen sicher sein, daß solche Fragen, wie sie Maria Regina vorbringt: christliche Zuhörerinnen auf den Straßen, Mitfahrt oder Misshandlung in irgendeiner Form auf der Arbeitsstätte — bei jedem Latsch nicht schwinden zu lassen, ihn vielmehr in leuchtender Röthlichkeit herauszustellen, sollte daher als ein heiliges Gebot der Selbstachtung für alle gelten, auf die es Bezug hat; ihn preisgeben hieße, seinen Stolz erniedrigen, sich seiner eigenen Bürde entledigen. Die "Weile Jungfer" selbst oder "Das alte Fräulein" sind Gentilien und bleiben es, auch wenn einmal Landeskunst und boher Weile ein Beihagen findet, seinen Spott an ihm auszulassen.

Über über das Ziel hinaus, die eigene Bürde zu wahren, kann die standhohe und stoße Feindseligung an Mort und Begriff auch noch den Ursprung erheben, der Hordierung eines schönen Menschen-Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus. Über doch wieder nur deswegen, weil sich dieses Streben und sein Stand und Gemüth halten; hier liegt mehr als Menschenwillkür vor; hier hat man es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke zu tun. Das macht in dem zum Kampfe gerordneten Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Dennoch kann es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke oder diele Begriff reicht, wie die Erfahrung zeigt, nicht aus, der vorwärtskriechenden Bewegung rechtzeitig halt zu gewinnen. Es sollte feineswegs einer unbedeutlichen Emanzipation dienen. Das Weib gerdet werden; aber entweder ist es die Dehnbarkeit des Begriffs oder diele Begriff reicht, wie die Erfahrung zeigt, nicht aus, der vorwärtskriechenden Bewegung rechtzeitig halt zu gewinnen. Es kann nur deswegen, weil sich dieses Streben und sein Stand und Gemüth halten; hier liegt mehr als Menschenwillkür vor; hier hat man es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke zu tun. Das macht in dem zum Kampfe gerordneten Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Dennoch kann es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke oder diele Begriff reicht, wie die Erfahrung zeigt, nicht aus, der vorwärtskriechenden Bewegung rechtzeitig halt zu gewinnen. Es kann nur deswegen, weil sich dieses Streben und sein Stand und Gemüth halten; hier liegt mehr als Menschenwillkür vor; hier hat man es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke zu tun. Das macht in dem zum Kampfe gerordneten Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Doch mag man es mit den Worten halten, wie man will, die Hauptfrage bleibt, daß das Weib anderseine, daß seine Art noch der des Mannes vertheidigen ist, daß es sich also nicht etwa nur um einen Unterschied des Grades nach ingederner Richtung erhoben, in der nach Rom, nicht das, was ist, sondern das, was kein toll, das Geschick ist, einer Welt ohne, wo nicht die allzeit bedingte und sich bedingende, materielle Natur, sondern ber monistische Weile gilt. Das aber ist die Lust, bei der einzig und allein Menschenrat zu keiner Blüte kommen kann. Dorthin zu machen will. Zwar heißt es immer, so auch hier bei Maria Regina, "es sollte feineswegs einer unbedeutlichen Emanzipation dienen. Das Weib gerdet werden"; aber entweder ist es die Dehnbarkeit des Begriffs oder diele Begriff reicht, wie die Erfahrung zeigt, nicht aus, der vorwärtskriechenden Bewegung rechtzeitig halt zu gewinnen. Es kann nur deswegen, weil sich dieses Streben und sein Stand und Gemüth halten; hier liegt mehr als Menschenwillkür vor; hier hat man es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke zu tun. Das macht in dem zum Kampfe gerordneten Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Die Geschlechtertugend umgibt mit einer Mauer

Das darin, lebt verteilte Geschlecht.

sich allzu unlösbarne Folgen dieses Berthälters nicht gezeigt haben, dann das Unstreit des Weibes innerhalb des verbündeten Lebens ist noch zu neu, und vor allem dem Manne die Rücksicht auf das Weib noch zu sehr in der Gewohnheit liegend. Noch offen ist die "Gleichberechtigung" auf seine einstimmigen ersten Brothe gestellt worden. Und doch hat schon Maria Regina erhebliche Rücksicht zu führen über das, was auf Gemeinsamen Arbeitsplätzen geschieht. Sie ruft die "ritterliche Gesinnung" als Hilfe an, will allerdings "nicht die Ritterlichkeit des Fürsten zum Schmachten" — ohne zu bedenken, daß der Begriff der Ritterlichkeit auf diesem Sonnenkopf" wechselt, welche Zusammenziehung aber einen offensoren Widerstimme enthält.

Hier kommt die gänze Zwieträgerigkeit hell zutage; man lebt die Gründe ab, die das Verlangen nach "Ritterlichkeit" berichtet. Hier wie dort rufen es tausendjährige Begehrheiten des Tales mit Rothenreitern: das "leichtberiebliche Geschlecht" bedarf des Strafes. Diejenen Straf vermag indes keine Rücksizemal, kein Strafes in ausreichendem Maße zu gewähren; mehr würden dazu die Mittel hinnehmen, noch die sie anwenden lassen, ohne schaden könne.

Und was für das lätzige lebendige Leben gilt, das gilt für das gesellschaftliche Leben nicht minder, man könnte sagen, noch mehr. Diesen Begriff mit dem Weibe nicht schwinden zu lassen, ihn vielmehr in leuchtender Röthlichkeit herauszustellen, sollte daher als ein heiliges Gebot der Selbstachtung für alle gelten, auf die es Bezug hat; ihn preisgeben hieße, seinen Stolz erniedrigen, sich seiner eigenen Bürde entledigen. Die "Weile Jungfer" selbst oder "Das alte Fräulein" sind Gentilien und bleiben es, auch wenn einmal Landeskunst und boher Weile ein Beihagen findet, seinen Spott an ihm auszulassen.

Über über das Ziel hinaus, die eigene Bürde zu wahren, kann die standhohe und stoße Feindseligung an Mort und Begriff auch noch den Ursprung erheben, der Hordierung eines schönen Menschen-Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Dennoch kann es mit den Worten halten, wie man will, die Hauptfrage bleibt, daß das Weib anderseine, daß seine Art noch der des Mannes vertheidigen ist, daß es sich also nicht etwa nur um einen Unterschied des Grades nach ingederner Richtung erhoben, in der nach Rom, nicht das, was ist, sondern das, was kein toll, das Geschick ist, einer Welt ohne, wo nicht die allzeit bedingte und sich bedingende, materielle Natur, sondern ber monistische Weile gilt. Das aber ist die Lust, bei der einzig und allein Menschenrat zu keiner Blüte kommen kann. Dorthin zu machen will. Zwar heißt es immer, so auch hier bei Maria Regina, "es sollte feineswegs einer unbedeutlichen Emanzipation dienen. Das Weib gerdet werden"; aber entweder ist es die Dehnbarkeit des Begriffs oder diele Begriff reicht, wie die Erfahrung zeigt, nicht aus, der vorwärtskriechenden Bewegung rechtzeitig halt zu gewinnen. Es kann nur deswegen, weil sich dieses Streben und sein Stand und Gemüth halten; hier liegt mehr als Menschenwillkür vor; hier hat man es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke zu tun. Das macht in dem zum Kampfe gerordneten Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Dennoch kann es mit den Worten halten, wie man will, die Hauptfrage bleibt, daß das Weib anderseine, daß seine Art noch der des Mannes vertheidigen ist, daß es sich also nicht etwa nur um einen Unterschied des Grades nach ingederner Richtung erhoben, in der nach Rom, nicht das, was ist, sondern das, was kein toll, das Geschick ist, einer Welt ohne, wo nicht die allzeit bedingte und sich bedingende, materielle Natur, sondern ber monistische Weile gilt. Das aber ist die Lust, bei der einzig und allein Menschenrat zu keiner Blüte kommen kann. Dorthin zu machen will. Zwar heißt es immer, so auch hier bei Maria Regina, "es sollte feineswegs einer unbedeutlichen Emanzipation dienen. Das Weib gerdet werden"; aber entweder ist es die Dehnbarkeit des Begriffs oder diele Begriff reicht, wie die Erfahrung zeigt, nicht aus, der vorwärtskriechenden Bewegung rechtzeitig halt zu gewinnen. Es kann nur deswegen, weil sich dieses Streben und sein Stand und Gemüth halten; hier liegt mehr als Menschenwillkür vor; hier hat man es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke zu tun. Das macht in dem zum Kampfe gerordneten Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Dennoch kann es mit den Worten halten, wie man will, die Hauptfrage bleibt, daß das Weib anderseine, daß seine Art noch der des Mannes vertheidigen ist, daß es sich also nicht etwa nur um einen Unterschied des Grades nach ingederner Richtung erhoben, in der nach Rom, nicht das, was ist, sondern das, was kein toll, das Geschick ist, einer Welt ohne, wo nicht die allzeit bedingte und sich bedingende, materielle Natur, sondern ber monistische Weile gilt. Das aber ist die Lust, bei der einzig und allein Menschenrat zu keiner Blüte kommen kann. Dorthin zu machen will. Zwar heißt es immer, so auch hier bei Maria Regina, "es sollte feineswegs einer unbedeutlichen Emanzipation dienen. Das Weib gerdet werden"; aber entweder ist es die Dehnbarkeit des Begriffs oder diele Begriff reicht, wie die Erfahrung zeigt, nicht aus, der vorwärtskriechenden Bewegung rechtzeitig halt zu gewinnen. Es kann nur deswegen, weil sich dieses Streben und sein Stand und Gemüth halten; hier liegt mehr als Menschenwillkür vor; hier hat man es mit der Natur und einem ihrer ehreren Geflecke zu tun. Das macht in dem zum Kampfe gerordneten Streichen des Weibes, dieses Ros zu ändern, das Tragische aus.

Mögliche all das, was große und edle Geister der Deutschen dem Lebendigen gezeigt haben, von ihm im Innern erfüllt werden, bis hin zu jener mythischen, nur noch zu ahnen den Vorstellung des Ewigweiblichen. Hier wird ihnen Erhebung, bei Wehr davon Gerechtigung. Die Wehr sollte nicht schwerfallen. Sie betrifft im übrigen nicht allein des Weibes Los, sondern das der Familie, des Volkes, der Menschheit. Denn das Weib lebt kein Leben nicht sich selbst, sondern als Teil eines größeren Kreises und Trieben in Wettkampf und Bereitstellung. Darum: Reine "Gleichheit" Frauenlob.